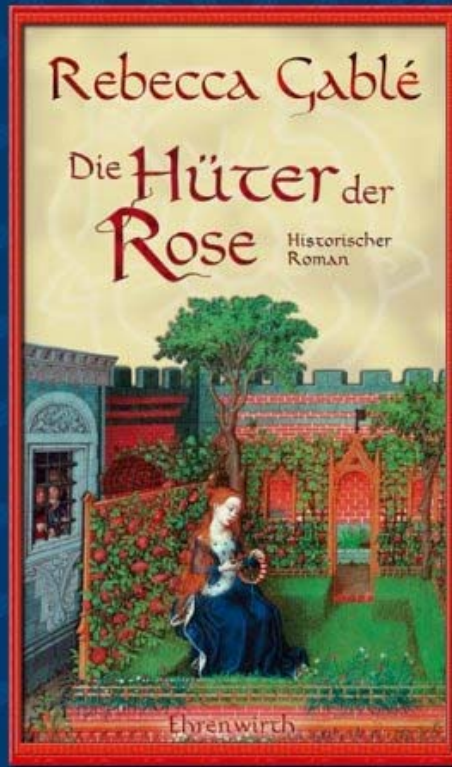


Unverkäufliche Leseprobe



Die Hüter der Rose von **Rebecca Gablé**

ISBN: 343103635X

© Ehrenwirth Verlag 2005

amazon.de
and you're done.™

Gedruckte Verlagsausgabe dieses Titels bestellen

Windsor, Mai 1429

John hatte die Hände auf die Oberschenkel gestützt und wollte einen Moment verschlafen, als der harte Lederball ihn mit einem satten Klatschen in den Rücken traf. „Na warte, mein König. Das wird dir noch Leid tun!“ Er hob den Ball auf und lief los. Lachend rannte der siebenjährige Henry vor ihm davon und brüllte über die Schulter: „Ich war's nicht! Ich war's nicht! Tudor hat geworfen!“

John blieb stehen, bedachte den Waliser mit einem erbosten Blick, täuschte und warf dann doch nach Henry. Aber der Junge reagierte schnell. Ehe der Ball vor seine magere Brust prallen konnte, fing er ihn auf, lief zum Flussufer hinab und warf ihn über die Schulter Tudor zu, der ihn ins Gras fallen ließ und zu John kickte. Doch der Schuss ging fehl, der Ball rollte zwischen John und dem kleinen König aufs Wasser zu, und alle drei setzten ihm nach. Sie erreichten ihn gleichzeitig und rangelten um ihr kostbares Spielzeug, benutzten Füße und Ellbogen, um die Mitstreiter abzudrängen. Henry steckte so wacker ein, wie er austeilte. Schließlich stellte er Tudor ein Bein, der der Länge nach hinschlug, den König mit sich riss und es irgendwie auch schaffte, John bei diesem Manöver zu Fall zu bringen.

Lachend und keuchend lagen sie schließlich alle drei im Gras.

„Oh nein!“, rief Henry aus. „Nun ist er doch ins Wasser gerollt!“

Betrübt sahen sie dem Ball hinterher, der rasch in die Flussmitte getrieben wurde und mit der eiligen Strömung Richtung London schwamm.

Tudor seufzte. „Ein Jammer, Sire. Das war mit Abstand der beste, den wir dieses Frühjahr hatten.“

„Und er hat erstaunlich lange gehalten“, stimmte John zu.

Henry setzte sich auf. „Nun, wenn ich meinen Treasurer artig bitte, bekommen wir bestimmt einen neuen.“

Angesichts der angespannten Lage im königlichen Haushalt war John da nicht so zuversichtlich. Der Krieg auf dem Kontinent verschlang immer noch Jahr für Jahr mehr Geld, als die Krone einnahm, und der sparsame Kronrat hatte beschlossen, dass der Haushalt eines so kleinen Königs mit sechshundert Pfund im Jahr wohl auskommen könne. Doch die reichten vorne und hinten nicht aus. Letzten Monat hatten die Diener und die königlichen Ammen geschlossen angedroht, den Hof zu verlassen, wenn sie nicht auf der Stelle den ausstehenden Lohn bekämen. Wie so oft war die Königin in die Bresche gesprungen. Aber ob sie auch gewillt war, den enormen Verschleiß an Bällen des königlichen Haushalts zu tragen ...

John sah blinzelnd nach Westen, wo eine orangefarbene Nachmittagssonne am strahlend blauen Himmel stand. „Wir sollten bald aufbrechen.“

„Schon?“, fragte der Junge. „Aber ich wollte doch noch baden.“

„Dafür ist der Fluss noch zu kalt, Sire“, beschied sein Leibwächter.

„Och, John ...“, bettelte der König. Die großen, braunen Kinderaugen schauten flehentlich zu ihm auf.

John fand es immer noch beinahe unmöglich, sich davon nicht erweichen zu lassen, selbst nach sechs Jahren in diesem Amt. Doch das ließ er sich nicht anmerken und schüttelte entschieden den Kopf. „Wenn andere Jungen in England zu früh im Jahr baden gehen und sich erkälten, ist das allein ihre Angelegenheit. Aber du bist der König, Henry. Es ist deine Pflicht, auf deine Gesundheit zu achten.“

„Aber ...“

„Es tut mir Leid, Sire“, unterbrach John bestimmt. „Das Wohl Englands ist wichtiger als dein persönliches Vergnügen.“

Noch ehe sie ihre Debatte fortsetzen konnten, tauchte ein Reiter aus dem Schatten des Wäldchens auf, das den Hügel zwischen Burg und Fluss bedeckte.

Die drei Spielgefährten kamen auf die Füße und sahen ihm entgegen.

„William Porter“, murmelte John, als er das Wappen erkannte, und ließ genau wie Tudor die Hand sinken, die er unauffällig an das Heft seines Schwertes gelegt hatte. Porter war ein Ritter im Dienste des Earl of Warwick und genau wie sie einer der Leibwächter des jungen Königs.

Vor der kleinen Gruppe hielt er an, saß ab und verneigte sich vor Henry. „Du hast Gäste,

Sire, und die Königin hat mich geschickt, dich zu holen.“

Henry nickte. „Danke, Sir William. Wer ist es denn?“

„Euer Großonkel, Kardinal Beaufort, mein König.“

Henry strahlte.

Auch John war höchst erfreut über diese Nachricht, selbst wenn er sich an den neuen Titel seines Schwiegervaters einfach nicht gewöhnen konnte.

„Und der Earl of Warwick“, fuhr Porter fort.

Das Lächeln auf dem hübschen, zarten Knabengesicht verblasste merklich, aber Henry gab sich zumindest Mühe, Freude zu heucheln. „Dann wollen wir die Lords nicht warten lassen.“

Tudor bekundete, er werde noch ein Weilchen am Fluss bleiben, also ging John allein mit Henry zu ihren Pferden zurück, die im Schatten der ersten Bäume an einen Ast gebunden waren. William Porter saß wieder auf und folgte ihnen langsam.

John packte den König unter den Achseln und setzte ihn in den Sattel seines kleinen Pferdes. »Mach kein solches Gesicht, Sire«, murmelte er. „Es ist unwürdig für einen König, sich vor seinem Vormund zu fürchten.“

Henry seufzte verstohlen, straffte aber die Schultern und zwang ein Lächeln auf sein Gesicht.

John saß auf und zwinkerte dem Jungen zu. „Viel besser.“

Er dachte manchmal, dass dem Earl of Warwick eine ausgesprochen undankbare Aufgabe zugefallen war: Er war der einzige Mann in England, der die Hand gegen den König erheben durfte, ohne sich des Hochverrats schuldig zu machen. Eine Urkunde des Kronrats gestattete ihm ausdrücklich, den König zu züchtigen, wenn es nötig war, und versicherte, dass ihm daraus keine Nachteile entstehen würden, wenn Henry eines Tages erwachsen wurde. Warwick selbst hatte auf dieser letzten Klausel bestanden.

Tudor, der sich über diesen ganzen Firlefanz englischen Hofzeremoniells gern lustig machte, nannte den Earl den „offiziell bestellten königlichen Versohler“. John hingegen hielt die Verfügungen, die das Parlament und der Kronrat getroffen hatten, nicht für Firlefanz. Immerhin war es das erste Mal in der Geschichte, dass England einen Säugling zum König bekommen hatte. Nur zweimal war es überhaupt je geschehen, dass ein Kind auf dem Thron gesessen hatte. Es war eine missliche, gar gefährliche Situation für ein Land, und nicht für jedes Problem, vor welches die Lords sich gestellt sahen, gab es in der Vergangenheit einen Präzedenzfall. Doch ihre war die schwierige Aufgabe, Land und König sicher durch die Zeit seiner Minderjährigkeit zu führen und vor allem dafür zu sorgen, dass aus dem Knaben ein guter, starker Herrscher wurde. Die Maßnahmen, die sie zu diesem Zweck ergriffen, mochten teilweise ein wenig eigentümlich anmuten, aber John fand die übergroße Sorgfalt des Kronrats beruhigend.

Und es war auch nicht so, dass Warwick seines undankbaren Amtes oft walten musste, im Gegenteil. Der kleine König war ein so folgsamer Junge, dass er bei den Damen und seinen frommen Schulmeistern Entzücken, bei den Rittern manches Mal verständnisloses Kopfschütteln hervorrief. Vor allem die älteren, die seinen Vater hatten aufwachsen sehen, konnten nicht fassen, wie vernünftig, besonnen und vor allem wie artig dieses Kind war. Trotzdem – sobald der Name Warwick fiel, dachte der König zwangsläufig an seine Fehlritte, die er seit dem letzten Besuch seines Vormunds begangen haben mochte, und so war es nicht verwunderlich, dass Henry wohl jeden Lord in England lieber sah als Warwick.

„Sire.“ Kardinal Beaufort und der Earl of Warwick verneigten sich, als der König in Johns und Porters Begleitung die kleine, behagliche Halle betrat.

„Onkel. Sir Richard. Seid uns willkommen“, begrüßte Henry sie förmlich. Er beherrschte diese Rituale schon ebenso virtuos wie das verhaltene, huldvolle Lächeln. „Wo wart Ihr nur zu St. Georg, Onkel?“, fragte er dann, während er mit Johns Hilfe auf seinem hohen Sessel an der Tafel Platz nahm. „Wir haben Euch vermisst bei der Hosenbandzeremonie.“

„Niemand bedauert mehr als ich, dass ich sie dieses Jahr versäumen musste, Sire“, antwortete Beaufort wahrheitsgemäß, während er sich ihm gegenüber setzte. „Aber es ging leider nicht.“

„Wart Ihr verhindert?“

Beaufort zeigte ein Lächeln, welches verdächtige Ähnlichkeit mit einer schmerzlichen

Grimasse hatte. „So könnte man sagen.“

„Aber wieso ...“

„Sire, ich glaube, es ist unverkennbar, dass seine Eminenz dieses Thema lieber beschließen würde“, warf Warwick mahndend ein. Er sagte es in aller Höflichkeit. Richard Beauchamp, der Earl of Warwick, sprach immer in gemäßigtem Tonfall und erhob niemals die Stimme. Von allen Rittern der legendären Tafelrunde des Hosenbandordens war er derjenige, der dem arturischen Ideal am nächsten kam. Er hatte es sich gänzlich zu Eigen gemacht und war stets bemüht, danach zu leben und ihm gerecht zu werden. Das war weiß Gott nicht einfach, und John bewunderte Warwick für seine Disziplin, seine Spiritualität und hohe Gesinnung. Doch Warwick war in solchem Maße die Verkörperung einer Idee geworden, dass man den eigentlichen Mann, die wahre Persönlichkeit hinter dieser Maske kaum noch erahnen konnte.

Und die Maske verunsicherte den kleinen König regelmäßig. Beschämt senkte er jetzt den Kopf. „Vergebt mir, Sirs. Das habe ich nicht gemerkt.“

„Nein, wie solltest du auch, mein König“, rief eine warme Stimme lachend von der Tür. „Was im Einzelnen unter diesem roten Kardinalshut vorgeht, das wissen wahrhaftig nur Gott und der zum Hut gehörige Kardinal.“ Und mit diesen Worten kam Lady Joan Beaufort in die Halle gesehelt, die John gerne als die warmherzigste Frau Englands bezeichnete. Sie war die Schwester des Kardinals, aber John hatte sie erst kennen gelernt, als sie nach dem Tod ihres letzten Gemahls, des mächtigen Earl of Westmoreland, an den Hof gekommen war.

Früher hatte John sie nur wahrgenommen, wenn Beaufort gelegentlich den Namen einer seiner ungezählten Neffen und Nichten erwähnte, die aus den beiden Ehen seiner Schwester hervorgegangen waren. Wie viele Kinder sie denn eigentlich habe, hatte John sie einmal gefragt, und nach kurzem Überlegen hatte Lady Joan ihm augenzwinkernd geantwortet: „Fünfzehn, wenn mich nicht alles täuscht.“

Und damit nicht genug: Joan Beaufort schloss jeden in ihr großes Mutterherz, der sich nicht rechtzeitig auf einen Baum flüchtete, wie Tudor es ausdrückte. Das galt für die vielen adligen Waisenknaben, die sie neben ihrer eigenen Brut großgezogen hatte – zum Beispiel ihre Neffen Edmund Beaufort und Richard of York, der inzwischen mit ihrer Tochter Cecily verheiratet war –, und seit sie in den Haushalt des Königs gekommen war, auch für den gesamten kleinen Hof. Königin Katherine war eine verantwortungsvolle Mutter, doch sie war sehr streng mit Henry, weil sie glaubte, ihn nur so auf die schwierige Aufgabe seiner Königswürde vorbereiten zu können. Seine Großtante Joan hingegen liebte den kleinen König abgöttisch, unkritisch und überschwänglich, und ihre Umarmung war sein sicherster Hafen.

Lady Joan hätte ein halbes Dutzend von Henrys Sorte gleichzeitig umarmen können, dachte John jetzt mit einem verstohlenen Grinsen, als er die beiden beobachtete. Sie war eine elegante, gut aussehende Dame, die gerne auffällige Kleider, kostbaren Schmuck und ausladende Hörnerhauben trug, doch sie war füllig und ihr Busen enorm. „Und wie geht es meiner halben königlichen Portion heute, hm?“, fragte sie, als sie endlich von ihm abließ.

Der Earl of Warwick verzog ob dieses unorthodoxen Titels säuerlich den Mund.

„Prächtig“, antwortete Henry strahlend. „Nur der Ball ist uns in die Themse gefallen.“

„Ach, herrje“, rief sie aus. „Ich wette, Waringham war wieder einmal schuld, nicht wahr?“ Sie richtete sich auf und betrachtete den Übeltäter kopfschüttelnd. „Das ist ein Skandal, Sir John. Wer weiß, ob es nicht sogar Hochverrat ist, in einem fort die königlichen Bälle zu ertränken.“ Sie setzte sich neben den König. „Was denkst du, Sire, wollen wir das Parlament danach fragen?“

„Nein, lieber nicht“, gab Henry kichernd zurück. „Am Ende würden die Lords John noch in die Verbannung schicken, und was soll dann aus mir werden?“

„Und aus mir erst“, warf John lächelnd ein. „Ich denke eher, Madam, Henry hat Euch von unserem Missgeschick erzählt, weil er hofft, Euer Mitgefühl zu erwecken und Euch zu bewegen, den verlorenen Ball zu ersetzen.“

„Den Eindruck habe ich auch“, murmelte Warwick, und es klang missfällig.

Der König warf ihm einen nervösen Blick zu, aber seine Großtante legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. „Darüber reden wir später“, raunte sie verschwörerisch. „Und um deine ursprüngliche Frage zu beantworten, mein König: Es war dein Onkel Gloucester,

der verhindert hat, dass der Kardinal die diesjährige Hosenbandzeremonie leitet.“

„Ach, Joan.“ Der Kardinal seufzte. „Wann wirst du Diskretion lernen?“

Sie lächelte ihren Bruder warm an. „In diesem Leben wohl nicht mehr. Und warum soll der König es nicht wissen? Wenn ihr Gloucesters sämtliche Intrigen gegen dich vor ihm geheim halten wollt, bis er erwachsen ist, wird die Lawine ihn schlichtweg erschlagen.“

„Gloucester?“, fragte der Junge verständnislos. „Aber wie kann er Euch etwas verbieten, Onkel? Ihr seid der Bischof von Winchester, und es war seit jeher der Bischof von Winchester, der die Zeremonie leitet!“ Er war entrüstet.

Beaufort nickte ihm anerkennend zu. „Wie gut du dich schon auskennst, Henry. Und nein, der Lord Protector, dein Onkel Gloucester, kann mir nichts verbieten. Aber es ist richtig, dass wir derzeit einige ... Differenzen haben, und um die Zeremonie nicht mit unwürdigen Streitereien zu entweihen, hielt ich es für klüger, mich dieses Jahr zu absentieren.“

„Absentieren?“, wiederholte der König unsicher.

„Fernbleiben“, übersetzte John leise.

„Ah. Verstehe.“ Aber Henrys Miene verriet, dass er rein gar nichts verstand. Da jedoch der Blick des Earl of Warwick unablässig auf ihm ruhte, wagte er nicht, weitere Fragen zu stellen.

Der Kardinal trank einen Schluck aus dem Pokal, den ein Page ihm gebracht hatte. „Wer weiß“, murmelte er mit einem Schulterzucken. „Vielleicht wäre es weiser gewesen, ich hätte diesen Kardinalshut nie angenommen.“

„Er steht dir aber so gut“, widersprach seine Schwester, und alle lachten.

Kurz darauf kam der junge Richard of York mit seiner Gemahlin herein, wenig später folgte Juliana mit der kleinen Katherine an der Hand.

„Kate!“, rief John, und seine Tochter riss sich von der Hand ihrer Mutter los und rannte zu ihm. Er hob sie auf sein Knie und vergrub die Nase in ihren weichen, weizenblonden Locken. „Wo hast du den ganzen Nachmittag gesteckt, Engel?“

„Auf der Pferdekoppel“, antwortete die Kleine und schlug die Augen nieder.

„Woraus du schließen darfst, dass deine Tochter alles andere als ein Engel ist“, fügte Juliana trocken hinzu, setzte sich neben John auf die Bank und drückte unauffällig seine Hand.

„Das arme Kind kommt auf seine Mutter“, warf der Kardinal ein. Die schwarzen Augen leuchteten, als er seine Enkelin betrachtete. Er vergötterte die kleine Kate und war Wachs in ihren Händen.

„Ich fürchte, Ihr habt Recht, Mylord“, gestand Juliana seufzend. „Ich habe sie ja nur gefunden, weil ich selbst nach den Fohlen schauen wollte.“ Sie nahm die rundliche Hand ihrer Tochter kurz in die Linke und küsste die Fingerspitzen. „Und sind sie nicht hinreißend, Kate?“

Die Sechsjährige nickte heftig und berichtete ihrem Vater ausführlich von ihren Erlebnissen an diesem Nachmittag.

Ein weiterer Page kam mit einer Schüssel herein, ein reines Leintuch über dem Arm. Das Becken enthielt lauwarmes Wasser, in welchem ein paar Rosenblätter schwammen, und der Junge kniete vor dem König nieder und hielt es ihm ehrerbietig hin. Henry tauchte die Hände hinein – so kurz, dass das Auge kaum folgen konnte – und wollte sie abtrocknen, doch auf Julianas unüberhörbares Räuspern steckte er die Hände nochmals in das wohlriechende Wasser, machte emsige Waschbewegungen und spritzte den Pagen in seinem Eifer ein wenig nass. Erst nach dieser gründlichen Reinigung trocknete er sich die Hände ab und ertete ein anerkennendes Nicken von Juliana.

John sah verstohlen von seiner Frau zu seinem König und weiter zu seiner Tochter, und wie so oft dankte er Gott für das Geschenk dieser vergangenen sechs Jahre, die die glücklichsten seines Lebens gewesen waren.

Da Raymond während dieser Zeit fast ununterbrochen mit dem Duke of Bedford in Frankreich im Krieg gewesen war, hatte John seine Zeit zwischen dem Hof und Waringham aufteilen müssen. Doch der königliche Haushalt hielt sich immer in den Palästen entlang des Themsetals auf, oft in Kent und selten weiter westlich als Windsor, und dadurch war es nie schwierig gewesen, den Verpflichtungen als Steward von Waringham und als Leibwächter des Königs gleichermaßen gerecht zu werden. Und wo immer John war, waren auch Juliana und Kate. Seine Frau war nicht nur eine enge

Freundin der Königin geworden, sondern auch eine der offiziellen Gouvernanten des Königs, was ihre Anwesenheit in dessen Haushalt ebenso erforderte wie Johns. Wenngleich Gloucesters Protektorat und der Krieg auf dem Kontinent für manche Krise gesorgt hatten, waren es für John und Juliana und alle Angehörigen des kleinen Hofes beschauliche, meist friedvolle Jahre gewesen. Sie alle kamen in gewisser Weise in den Genuss der behüteten Abgeschiedenheit, in welcher der König aufwuchs. Und es war eine befriedigende, lohnende Aufgabe, diesen König zu beschützen und zu unterrichten. Henry besaß einen wachen Verstand, ein großes Herz, tiefe Frömmigkeit und für einen siebenjährigen Knaben ein erstaunlich ausgeprägtes Ehrgefühl. Gute Eigenschaften für einen König.

„Wo steckt die Königin, Juliana?“, fragte Lady Joan.

Ihre Nichte schüttelte den Kopf. „Sie hat vorhin über Kopfschmerzen geklagt und wollte sich hinlegen. Vielleicht sollten wir nicht auf sie warten; sie sagte, sie wisse noch nicht, ob sie zum Essen kommen könne.“

Lady Joan klatschte in die Hände und wies die herbeigeeilte Dienerschaft an: „Ihr dürft auftragen. Damit uns der König von England nicht vom Fleisch fällt.“

Owen Tudor war dankbar, dass nicht er in der Rolle des kleinen Königs steckte, sondern in der Themse baden konnte, wann immer er wollte. In der Dämmerung suchte er sich im Wald ein stilles Plätzchen am Ufer, legte die Kleider ab und sprang mit einem satten Platschen in die Fluten.

John hat nicht ganz Unrecht, fuhr es ihm durch den Kopf. Das Wasser war so eisig kalt, dass er einen Moment fürchtete, ihm werde das Herz stehen bleiben. Es war eben erst Anfang Mai, und auch wenn das Wetter schon sommerlich war, hatte der Fluss noch nicht viel Zeit gehabt, sich zu erwärmen. Aber dann begann Tudor zu schwimmen, und nach wenigen Augenblicken spürte er die Kälte nicht mehr. Mit kräftigen Zügen zerteilte er das Wasser, erfreute sich an der Kraft seiner Arme und Beine und dem klaren, sauberen Nass. Die Strömung der Themse war stark und besonders im Frühling an manchen Stellen tückisch. Doch Owen Tudor war ein hervorragender Schwimmer. Als er sich hinreichend verausgab und gesäubert fühlte, kam er genau an der Stelle wieder ans Ufer, wo seine Kleider und Waffen im Gras lagen.

Behände schwang er sich aus dem Wasser aufs lange Ufergras, das in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne leuchtete, als sei es mit Glut überzogen.

Tudor schüttelte die roten Locken wie ein Hund. Kleine Wasserfontänen sprühten in alle Richtungen. Dann bückte er sich, hob sein Wams auf und fuhr sich damit nachlässig übers Gesicht. Den Rest ließ er vom Wind und den letzten Sonnenstrahlen trocknen. Reglos wie ein Findling stand er im Gras, das Gesicht nach Westen gewandt, die Augen geschlossen. Er lauschte dem murmelnden Plätschern des Flusses und den Vögeln, die in den Bäumen jubilierten. Ganz allmählich verschwand die Gänsehaut auf Armen und Beinen, und mit geschlossenen Augen ergab er sich dem köstlichen Gegensatz von kalter Haut und warmen Muskeln.

Als er sich gerade nach seinen Hosen bückte, hörte er hinter sich ein verräterisches Knacken. Statt der Hosen ergriff er sein Furcht einflößendes Jagdmesser und fuhr herum. „Wer ist da?“

Nichts.

Angestrengt spähte er zwischen die Bäume, doch das Unterholz war dicht – er konnte niemanden entdecken. Schreckensvisionen von schottischen oder französischen Meuchelmördern begleiteten die Leibwächter des Königs auf Schritt und Tritt. Womöglich war es nur ein Fuchs, den er gehört hatte, aber es konnte ebenso gut ein Schütze mit gespanntem Bogen sein, der dort aus dem Dickicht auf ihn zielte.

„Besser, Ihr kommt heraus, Freundchen.“ Wurfbereit hob er sein Messer und log: „Ich weiß genau, wo Ihr seid.“

Das Unterholz raschelte. Er sah helles Tuch schimmern, erkannte verwirrt, dass es sich eindeutig um einen Rock handelte, der dort zwischen den Haselzweigen zum Vorschein kam, und im nächsten Moment stand die Königin vor ihm.

Sie trug ein Kleid aus feiner, frühlingshimmelblauer Seide, der hohe Stehkragen, der ihr bis an die Wangen reichte, war goldbestickt. Das herrliche blonde Haar war wie üblich geflochten und aufgesteckt. In kompliziert wirkenden Schaukeln lugte es unter der

schlichten Haube hervor. Katherine hatte die wundervollen Augen weit aufgerissen und den Blick starr auf den nackten Mann am Ufer gerichtet, ihre vollen, fein geschwungenen Lippen waren leicht geöffnet.

Owen Tudor genierte sich nicht – er hatte ein gänzlich unverklemmtes Verhältnis zum eigenen Körper. Weder störten ihn die Sommersprossen auf Armen und Rücken, noch bildete er sich ein, dass seine Größe oder die Kriegsnarben, von denen einige sich wahrhaftig sehen lassen konnten, ihn besonders unwiderstehlich machten. Ohne je viel darüber nachzudenken, hatte er sich immer so angenommen, wie er war. Dennoch brachte dieser unverkennbar bewundernde Blick, den Katherine unverwandt auf ihn geheftet hatte, ihn in Nöte. Das hier war die Frau, die er seit zehn Jahren anbetete. Er war allein mit ihr an einem Maiabend im Wald, er war unbekleidet, und sie verschlang ihn förmlich mit den Augen. Das blieb nicht ohne Folgen.

Er wandte sich abrupt ab. „Ich hoffe, Ihr werdet mir den unpassenden Aufzug vergeben, Madame.“

„Da ich Euch nachgestellt habe und nicht umgekehrt, wäre es wohl eher an mir, mich zu entschuldigen, nicht wahr?“

Über die Schulter warf er ihr einen verwunderten Blick zu. „Ihr habt mir nachgestellt?“ „In gewisser Weise.“ Die Kopfschmerzen waren kein Vorwand gewesen, der abendlichen Tafel fernzubleiben – sie litt oft daran. Statt sich hinzulegen, hatte sie jedoch beschlossen, einen Spaziergang durch die laue Mailuft zu machen, um das Hämmern in den Schläfen zu vertreiben. Das war ihr auch gelungen. Doch als sie Tudors Fuchs allein an einen Baum gebunden vorgefunden hatte, war sie neugierig geworden und hatte sich auf die Suche nach ihrem treuesten Verehrer gemacht.

„Aber das braucht Ihr nicht, Madame“, antwortete er verständnislos. „Ein Wink mit dem kleinen Finger hätte genügt.“

Sie sagte nichts darauf, doch plötzlich lag ihre kühle, schmale Hand auf seiner Schulter, und er fuhr leicht zusammen.

„Seid Ihr so schockiert über meine Schamlosigkeit, dass Ihr mir den Rücken kehrt, Owen?“

„Im Gegenteil, Madame. Eure Schamlosigkeit hat nur eine ... erhebende Wirkung auf meinen männlichen Stolz, falls Ihr mich versteht, und ich dachte, den Anblick wollte ich Euch lieber ersparen.“

Sie lachte. Es war ein kehliges, warmes, irgendwie undamenhaftes Lachen. Dann nahm sie seine Linke und drehte ihn zu sich um. Zögernd hob sie die freie Hand und fuhr mit den Fingerspitzen um das Silberkreuz auf seiner Brust. „Sieben Jahre habe ich wie eine Nonne gelebt, Owen. Aber jetzt ...“

Er legte einen Finger an ihre Lippen. „Du brauchst mir nichts zu erklären.“

Sie schaute auf und nickte. Sie wusste, es war die reine Wahrheit. Diesem Mann brauchte sie tatsächlich nichts zu erklären. Ihr Gesicht erstrahlte in einem Lächeln purer Erleichterung, und nie zuvor hatte ihr Lächeln ihn so berührt wie in diesem Moment.

Er zog sie ins Gras hinab. „Caitlin.“

Sie ließ sich zurücksinken und strich mit den Händen über die sonnenwarmen Halme.

„Sagt man so in deiner Sprache?“

Er nickte und fing an, ihr Kleid aufzuschnüren.

„Dann nenn mich so“, bat sie. „Mach mich vergessen, wer ich bin.“

Plötzlich grinste er. „Madame, bei aller Bescheidenheit, aber dafür brauch ich keine Worte.“

Sie lachte wieder so unfein und packte ihn beim Schopf. „Dann komm endlich her ...“

(Seite 653-665)